

## Benediktinische Medizin

Von Karin Figala und Gerhard Pfohl — München

### I.

#### Ordo Sancti Benedicti. Discretio Benedictina.

Der Orden war eine der bedeutendsten Kulturinstitutionen des lateinischen Europas; er wurde — vor allem in den deutschsprachigen Ländern — zum ersten europäischen Schulorden. Der Einfluß der Kultur, hier der abendländischen, auf die Wissenschaft, wie unserer europäischen, ist eminent. So wurden nicht nur Geisteshaltung, Kultur- und Kirchengeschichte des Abendlandes vom Benedictus-Orden geprägt, sondern gerade auch die wissenschaftliche Medizin. Noch heute wirkt glücklicherweise die Regula Sancti Benedicti auf die Medizin, da diese ansonsten nur von Vorschriften und Normen geknechtet wäre.

Wohl ist Benedikt kein ‚Physiologe‘ und nicht ‚Naturkundler‘; er wollte ein Regelwerk für die religiöse Deutung der alltäglichen Arbeit, für das Gebetsoffizium der Tageszeiten, für Ritual wie Liturgie, das monastische Leben, die Askese sowie für die geistlichen Exerzitien geben. Da aber nicht nur das Heil der Seele, sondern auch Heilung im Mittelpunkt stehen, zeigt sich hier eine erstaunliche Entwicklung von katholischer Philosophie, von Geistigkeit und Geistesgeschichte zur Naturgeschichte hin. Benedikt verfaßte nur eine Anleitung zu christlichem Leben, per ducatum Evangelii, und doch entstand dabei etwas typisch ‚Benediktinisches‘. Obwohl die Benedikt-Regel gerade kein medizinisches Fachbuch sein wollte, enthält sie doch die Beschreibung des kranken Menschen schlechthin. Der Abt ist zwar kein Arzt, aber er handelt wie ein Arzt: *abbas ut sapiens medicus*. Das Bild von Christus als ‚*medicus coelestis*‘ mag auch hier vorbildlich gewesen sein.

Da die Regel so weitherzig (*dilatato corde*) angelegt ist, umfaßt sie auch z. B. Benedikts große Sorge um die körperliche Enthaltsamkeit sowie die asketischen Forderungen allgemein, wobei eben die Sorge auch um das Kleine und täglich Notwendige, was dem Körper guttut, wichtig ist, damit Beruf und Berufung bei all dem hohen Ideal nicht krank machen. Menschsein und Mönchsein sollen sich nicht etwa voneinander unterscheiden. Aus diesem Grund sollte das Regelstudium auch noch den modernen Arzt interessieren. Denn hier findet er den Gedanken der Zuordnung von Gott und Welt, der Ordnung innerhalb der Welt und im Leben des Einzelnen: *serva ordinem et ordo te servabit*. Die berühmte ‚*discretio Benedictina*‘ ist ‚*via media*‘, fern der überspannten Askese, dem spirituellen Fanatismus, gekennzeichnet von offener Geistesfreiheit und ‚*modesta hilaritas*‘, maßvoller Lustigkeit, welche die Fehler der Menschen haßt, die Menschen selber aber liebt.

Da sie jede Verallgemeinerung und Normierung vermeiden will, bietet die Regula geistige Hygiene und die beste Prophylaxe vor körperlicher Erkrankung: sie ist eine einzige Präventivmedizin. Ihr Verbot der ‚murmuratio‘ soll Querulanten erst gar nicht aufkommen lassen, auch dann nicht, wenn sie die ‚iusta murmuratio‘ wieder zuläßt. Weiterhin enthält sie den Gedanken des Ausgleichs zwischen eremitischem Alleinsein und mönchisch-zönobitischer Gemeinschaft. Vor allem wirkt die überaus spezifische ‚stabilitas loci‘ der Benediktiner kulturstiftend in ganz Europa, man könnte sagen: sogar europastiftend – in erster Linie aber heilend; denn Heimat ist wesentliches Element von Heilung, gerade wie auch Kultur eines Lokalkolorits bedarf.

Benedikt geht vom Einfachen aus, das tägliche Einerlei obwaltet und das Konkrete wird geregelt.<sup>1</sup> ‚Das einfache Leben‘<sup>2</sup> ist ganz einfach. In allem wird Maß gehalten, aber neu ist der Regel „Ehrfurcht, die sie allem Geschaffenen entgegenbringt“: „alle Geräte und alle Güter des Klosters sind wie heilige Altargefäße zu behandeln“ (Kap. 31).<sup>3</sup> „Gewiß, die Regula hat kein Gefälle und kann ihrem Wesen nach keines haben. Aber sie besitzt eine christliche Melodie, die vom Dauernden in der Zeit redet“.<sup>4</sup> Aus der allgemein aufgetragenen Sorge für die Kranken unter den Mitbrüdern und den Gästen entstehen vor allem die Medizin, Pharmazie und Botanik – diese physische Sorge gründet aber immer in der geistigen Fürsorge, nach der „der Abt wisse, daß er die Sorge für kranke Seelen, nicht die Gewaltherrschaft über gesunde übernommen hat“ (Kap. 27). Collegium pietatis et sapientiae. Man kann hier an Kardinal Faulhabers Wort denken: „Die Seele aller Kultur bleibt die Kultur der Seele“.<sup>5</sup> Benedikt wollte, daß seine Schule nichts Rauhes, nichts Schweres an sich haben solle (Prologus 108).

Das derart sich begründende Humanum trägt *in sich* die Kraft zu einem erstaunlichen Universum großer sich entfaltender Kulturgeschichte des Geistes<sup>6</sup> und des Körpers.<sup>7</sup> Die Paideia Benedictina wirkte so aufgrund ihres Familienprinzips, mit den ethischen Grundhaltungen von Klugheit, Wahrheitsliebe, Ehrfurcht und Discretion, mit dieser das Individuum behütenden Pädagogik und der sozialen Verständigung, europastiftend.<sup>8</sup>

Die Hygiene um die Cura corporis ist immer mit geistiger Hygiene verbunden, die eben auch dem Sinn und der Sinnhaftigkeit von Krankheit nachspürt. Gleich-

1) Nach Adalbert Stifter gibt es auch „ein Einerlei, welches so erhaben ist, daß es als Fülle die ganze Seele ergreift, und als Einfachheit das All umschließt“. E. Staiger, Stifter als Dichter der Ehrfurcht, Zürich 1952, S. 47; W. Nigg, Vom Geheimnis der Mönche, Zürich 1953, S. 167, 169.

2) E. Jungclaussen, Worte der Weisung. Die Regel des heiligen Benedikt als Einführung ins geistliche Leben, Freiburg i. Br. 1980, S. 89–99.

3) W. Nigg, Geheimnis, S. 174 f.

4) W. Nigg, Geheimnis, S. 170.

5) M. von Faulhaber, Rufende Stimmen in der Wüste der Gegenwart, Freiburg i. Br. 1931, S. 62.

6) Intellektuelle, ästhetische, emotionale Geistespflege.

7) Nahrung, Kleidung, Bad, Wohnung, Hygiene, Schlaf, Lebensrhythmus, Klima, Krankenzelle, Krankenbruder. Vgl. G. Aulinger, Das Humanum in der Regel Benedikts von Nursia. Eine moralgeschichtliche Studie, St. Ottilien 1950.

8) Vgl. G. Aulinger, Das Humanum.

sam unmerklich wandelt sich die Medizin des 6. bis 12. Jahrhunderts zur mönchischen Klostermedizin mit Klostergarten, Klosterapotheke, Hospital.<sup>9</sup> Solche Entwicklung und solcher Austausch finden sich noch heute: die katholische Soziallehre steht dem benediktinischen Arbeitsethos überaus nahe, selbst die Soziologie<sup>10</sup> greift darauf zurück. Und selbstverständlich zeugen auch die Statuten der Bayerischen Benediktinerkongregation bei ihrer Gründung im 17. Jahrhundert<sup>11</sup> – und noch heute<sup>12</sup> – davon.

Eine weitere Wechselwirkung zwischen Ärztlichem und Spirituellem zeigt sich z. B. darin, daß die medizinische Sprache auch in die Regula Eingang findet; Kapitel 28 weist den Abt an, mit denjenigen, „die sich trotz öfterer Zurechtweisung nicht bessern wollen“, „wie ein erfahrener Arzt“<sup>13</sup> zu verfahren: „Wenn er alles versucht hat: Umschläge, Salben und Ermahnungen, das Heilmittel der göttlichen Schriften, zuletzt das Brennmittel der Ausschließung und der Stockschläge, dann aber sieht, daß seine Mühe nichts fruchtet, so greife er zu einem wirksameren Mittel: Er selbst und alle Brüder sollen für ihn beten, damit der Herr, der alles vermag, den kranken Bruder wieder gesund macht. Erst wenn auch so keine Heilung eintritt, greife der Abt zum Messer, um abzuschneiden“.<sup>14</sup>

Benedikt schützt Schwächen nicht, wohl aber die Schwachen, die Greise und Kinder, die Armen und Kranken. Für sie gibt es Ausnahmen bei Speisen und Essenszeiten; generell sind z. B. zwei Speisen vorgesehen, wer eine nicht essen kann, nimmt die andere (Kap. 39, 2); den jüngeren Knaben wird bei Tisch weniger vorgesetzt (Kap. 39, 11). Kranke erhalten Dispens vom Küchendienst (Kap. 35, 1). Den Kranken und Schwachen solle geholfen werden, damit sie ohne Überanstrengung arbeiten können, ohne mutlos zu werden (Kap. 35, 3; 48, 24). Eine gewisse Lektüre sei schwachen Gemütern zur Abendstunde nicht bekömmlich (Kap. 42, 4).

Im 64. Kapitel über die Einsetzung des Abtes wird dieser als Pontifex verpflichtet, daß er eine Brücke baue den Starken und den Schwachen, den einen, daß sie

- 
- 9) J. Pagel, Die Mönchsmedizin vom 6.–12. Jahrhundert, in: Th. Puschmann, M. Neuberger, J. Pagel, Handbuch der Geschichte der Medizin, Jena 1902, S. 624–637; R. Schnabel, Die Klöster Altbayerns als Stätten praktischer und wissenschaftlicher Pharmazie. Von den Anfängen bis zur Aufhebung der Klöster durch die Säkularisation (1802–1804), Diss. München 1964; D. Jetter, Geschichte des Hospitals, Bd. 4: Spanien von den Anfängen bis um 1500, Wiesbaden 1980, S. 12–131; ‚Hospitaler der benediktinischen Reformklöster‘; S. 160–164; ‚Hospitaler der Benediktiner‘; ders.: Geschichte des Hospitals, Bd. 1: Westdeutschland von den Anfängen bis 1850, in: Sudhoffs Archiv, Beiheft 5 (1966) S. 11–13; ‚Hospitaler der Ordensgemeinschaften‘; B. Milt, Geschichte des Zürcher Spitals, in: Zürcher Spitalgeschichte, Zürich 1951, S. 2.
  - 10) A. Blazovich, Soziologie des Mönchtums und der Benediktinerregel, Wien 1954.
  - 11) W. Fink, Beiträge zur Geschichte der bayerischen Benediktinerkongregation, Metten, München 1934, S. 117.
  - 12) Die Satzungen der Bayerischen Benediktiner-Kongregation, St. Ottilien 1979, S. 47–50; ‚Die Sorge für die Kranken und Alten‘.
  - 13) E. Molland, Ut sapiens medicus. Medical vocabulary in St. Benedict’s Regula Monachorum, in: Studia monastica 6 (1964), S. 273–296.
  - 14) B. Steidle, Die Benediktus-Regel. Lateinisch-deutsch, Beuron 3. Aufl. 1978. Zu ‚ferum abscisionis‘ vgl. Kap. 64, 14.

etwas leisten, den anderen, daß sie nicht verdrossen seien. Das zweite Kapitel (*Qualis debeat abbas esse* = Die Eigenschaften des Abtes) mahnt den Abt, er solle bald den Ernst des Meisters zeigen, bald die Güte des Vaters. Die *Discretio* besteht darin, daß man gerade die Ungleichheit der Menschen achten müsse, wenn man sie gleich behandeln wolle. Der hl. Benedikt trägt dem Abte auf, nicht Normen wie Mauern zu bauen, an denen der einzelne Mönch zerbrechen muß, er trägt dem Abte vielmehr auf, die ‚virtus‘ des Einzelmönches zu ermitteln und diese in Würdigung der Individualität zu fördern, sich einzufinden in die Eigenart der Vielen<sup>15</sup>. Das 64. Kapitel ‚*de ordinando abbate*‘ verpflichtet den Abt: *prodesse magis quam praeesse — plus amari quam timeri*, „mehr beistehen als vorstehen — mehr geliebt als gefürchtet werden“; eben diese ‚*discretio*‘ verwirft eine allgemein verbindliche Norm zugunsten der Eigenart des Einzelmönches als eines Eigengutes (Kap. 2, 32). Benedikt offenbart die ausgleichende Versöhnung zwischen dem Vollkommenheitsideal und der menschlichen Schwäche der ‚*astheneia physeos*‘, Schwäche seiner Natur. Der benediktinische Mensch hat am besten verstanden, was die hellenische Philosophie von ‚*men*‘ und ‚*de*‘, ‚*zwar-aber*‘, von der Syntax über alles Leben bis hin zu jedermanns Lebensende und Tod will; hat am besten Geist und Gesinnung des hippokratischen Eides verstanden, der die menschliche Schwäche in Schutz nimmt: *kata dynamin kai krisin emen* „nach meiner Kraft und meinem Urteilsvermögen“. Und von der benediktinischen *Discretio*, ‚*mater virtutum*‘, in Spiritualität und Askese, profitiert der Schwache wie ein Kranker, der aber auch seinerseits Maß zu halten hat: „Aber auch die Kranken selbst müssen bedenken, daß man ihnen Gott zuliebe dient, und sie dürfen nicht durch übertriebene Ansprüche die Brüder, die ihnen dienen, verärgern“ (Kap. 36,4). Kein Fanatismus, kein Zelotismus, keine Kraftmeierei: „Wenn du ein Diener Gottes bist, kette dich nicht an dieses Eisen, sondern an Christus“ (Greg. Dial. III 16). Die *Discretio* ist Herzstück und Herzwort der Ordensregel, sie ist in der beeindruckenden Gemessenheit und Zurückhaltung der Söhne des hl. Benedikt ein wirkmächtiger *Topos*: *māze, aurea mediocritas, in medio stat virtus*, goldene Mitte, Mittelmaß; Hildegard von Bingen (1098–1179 n. Chr.) faßt dies schon ganz und gar medizinisch auf. Der *Discretio*-Gedanke lebt noch in Adalbert Stiffers ‚sanftem Gesetz‘, im Rosenhaus seines „Nachsommers“; der Gymnasiast der oberösterreichischen Abtei Kremsmünster lernte solchen Kosmos.<sup>16</sup>

Als wahrhaft großes pädagogisches Meisterstück<sup>17</sup> hat die Regel in ihrer unparlamentarischen Welt das abendländische Vaterbild geprägt. Der vortreffliche Ordnungsgedanke kennt Autorität und Gehorsam und auch einen Strafenkodex. Das ist „die metaphysische Bedeutung der Ordnung“, denn der „Bureaukratismus ist nicht Ordnung, sondern mit seinem Schematismus Pseudoordnung. Er kennt nur die niedere und nicht die höhere Ordnung, die eine religiöse

15) Unsere moderne Didaktik wirkt demgegenüber wie musealer Schrott, sie täuscht einen über die Wahrheit des zu Lehrenden und über die eigentliche Kraft des Aufnehmenden.

16) Zur Fernwirkung vgl. F. Parpert, *Der monastische Gedanke*, München, Basel 1966.

17) Modern wässrig benannt, sind hierunter psychopädagogische Leitlinien zu verstehen.

Bedeutung in sich schließt".<sup>18</sup> Derlei Ordnung blüht in der Dauerhaftigkeit des Ortes, die sich aber ihrerseits ins Geistige vertieft: *stabilitas et loci et mentis*.<sup>19</sup> „Die äußere *stabilitas* ist ein Zeichen für den zur innern Ruhe gekommenen Mönch. Walter Dirks hat das Wort *stabilitas loci* weltgeschichtlich gedeutet: es heißt ‚Schluß mit der Völkerwanderung‘.“<sup>20</sup> „Alles Unglück kommt daher, daß der Mensch nicht in seinem Zimmer bleiben kann.“<sup>21</sup>

Den Anfang der abendländischen Medizin aber bildet das 36. Kapitel der heiligen Regel, das mit ‚*de infirmis fratribus*‘ überschrieben ist und ganz eigentümlich zwischen Kapitel 35 (*De septimanariis coquinae* ‚der Wochendienst in der Küche‘) und Kapitel 37 (*De senibus et infantibus* ‚die Greise und Kinder‘) steht: *Infirmorum cura ante omnia et super omnia adhibenda est, ut sicut revera Christo ita eis serviat, quia ipse dixit: Infirmus fui et visitastis me, et: Quod fecistis uni de his minimis, mihi fecistis.* „Die Sorge um die Kranken geht allem vor und über alles, daß man ihnen wirklich wie Christus diene. Denn er hat gesagt: Ich war krank und ihr habt mich besucht, und: Was ihr einem meiner Geringsten getan habt, habt ihr mir getan.“

## II.

### Naturwissenschaftliche Forschung, Lehre und Praxis der Benediktiner von den Anfängen bis zur Frühzeit des Humanismus

An dieser Stelle seien kurz die naturwissenschaftlichen Forschungen der Benediktiner von den Anfängen bis zur Zeit des frühen Humanismus umrissen, wobei der in der Frühzeit des Ordens allgemein üblichen theoretischen Grundausbildung und Lektüre die praktische Tätigkeit der Benediktiner gegenübergestellt werden soll. \*)

Da bei diesem umfassenden Gebiet die Gefahr besteht, sich auf allzu viele Einzelheiten einzulassen, sei exemplarisch die Heilkunde herausgegriffen. Dieser wichtige Bereich naturwissenschaftlicher Theorie und Praxis wird im folgenden anhand einzelner herausragender Gelehrter und ihrer Leistungen erläutert.

Wenn man von den Anfängen einer benediktinischen Wissenschaftslehre sprechen will, denkt man zunächst an das zur Zeit des hl. Benedikt (480–543 n. Chr.) allgemein gültige Grundschema der gesamten Wissensbildung, an die sogenannten ‚*Septem artes liberales*‘. Vergeblich sucht man allerdings im Lehrgebäude dieser ‚*Sieben freien Künste*‘ nach einer eigenen Disziplin der Naturwissenschaften. Denn spätestens seit Platons ‚*Staat*‘ waren diese ‚*Artes*‘ nur als Grundlagenstudium der Philosophie gedacht. War sogar schon beim späten Platon (427–347 v. Chr.) Philosophie identisch mit Theologie, so wurde erst recht in der benedikti-

\*) Die folgenden Ausführungen liegen einem Vortrag zugrunde, den K. Figala auf der Jahresversammlung der Bayerischen Benediktiner-Akademie in Irsee 1982 gehalten hat.

18) W. Nigg, *Geheimnis*, S. 171 f.

19) Reg. Kap. 4, 78; 60, 9. ‚*Stabilitas in congregatione*‘.

20) W. Nigg, *Geheimnis*, S. 164.

21) B. Pascal, *Gedanken und Religion*, Paris 1914, Fragment 139.

nischen Klosterschule das Endziel der Ausbildung eines jeden Schülers die christliche Theologie. In diesem Zusammenhang ist nochmals darauf hinzuweisen, daß die ‚Septem artes‘, die sieben propädeutischen Fächer also, die Natur nicht im modernen Sinn erforschen wollten; vielmehr dienten sie ausschließlich der ‚Theoria‘, d.h. der bewundernden Schau der göttlichen Schöpfung. Hierbei wurden im sogenannten ‚Trivium‘, im Dreiweg, die drei Disziplinen Grammatik, Rhetorik und Dialektik zusammengefaßt.

Die *Grammatik*<sup>22</sup> als „Mutter und Fundament aller Wissenschaften“ umfaßte das weiteste Gebiet. Sie lehrte zunächst Lesen und Schreiben, dann den Gebrauch der lateinischen Sprache und schließlich die Lektüre der Bibel sowie der Autoren: in diesem Rahmen wurden neben den Kirchenvätern auch die heidnischen Dichter gelesen, ja, es entstanden sogar, dadurch angeregt, eigene Dichtungen innerhalb der Klostermauern.

Das zweite Fach im ‚Trivium‘, die *Rhetorik*<sup>23</sup>, übte den Schüler im sprachlichen Ausdruck. Eine Steigerung bot dann die *Dialektik*<sup>24</sup>, in der zwei oder mehrere Schüler ihre Redekunst im Wortgefecht erproben mußten. Allerdings beschränkte sich die Lektüre der Bibel und der heidnischen sowie christlichen Autoren keineswegs nur auf den Anfangsunterricht, sondern sie füllte das ganze Leben eines Klostergeistlichen aus; dies um so mehr, als die geistliche Lesung nach der Regel des hl. Benedikt neben der Handarbeit als erste und wichtigste Übung im monastischen Bereich galt.<sup>25</sup>

In den vier weiteren Fächern der ‚Sieben freien Künste‘, denen der römische Patrizier Boethius (ca. 480–524 n. Chr.), der „letzte Römer und erste Scholastiker“, wie er auch genannt wird, um das Jahr 500 n. Chr. in seiner „Arithmetik“ die Bezeichnung ‚Quadrivium‘, d.h. ‚Vierweg‘, gab<sup>26</sup>, galt die *Arithmetik*<sup>27</sup> als Funda-

22) Vgl. z. B. H. Wolter, Geschichtliche Bildung im Rahmen der Artes Liberales, S. 50–83, insbes. S. 70–74, in: Artes Liberales. Von der antiken Bildung zur Wissenschaft des Mittelalters. Studien und Texte zur Geistesgeschichte des Mittelalters, Bd. V, hg. von J. Koch, Leiden, Köln 1959; H. Schipperges, Die Benediktiner in der Medizin des frühen Mittelalters, Leipzig 1964, S. 39–48: Der Einbau der Klostermedizin in die „Artes liberales“.

23) Vgl. H. Wolter, Geschichtliche Bildung, S. 74–78.

24) Vgl. H. Wolter, Geschichtliche Bildung, S. 78 f.

25) Otiositas inimica est animae et ideo certis temporibus occupari debent fratres in labore manuum, certis iterum horis in lectione divina (Reg. Kap. 48, 1–4). Vgl. hierzu allgemein H. Grünewald, Die pädagogischen Grundsätze der Benediktinerregel, in: Forschungen zur Philosophie- und Geistesgeschichte, hg. von A. Baeumler, Bd. II, München 1939, S. 54–65. Die dazugehörigen Anmerkungen (S. 162–165) bringen u. a. ausführliche lateinische Passagen derjenigen Kapitel, in denen der hl. Benedikt auf die geistliche Lesung eingeht.

26) Boethius, De institutione arithmetica, ed. G. Friedlein, Leipzig 1867, I, 1 p. 7,25 und 9,28; W. Bergmann, Innovationen im Quadrivium des 10. und 11. Jahrhunderts. Studien zur Einführung von Astrolab und Abakus im lateinischen Mittelalter, Stuttgart 1985.

27) Zum kosmologischen Gehalt der boethianischen Arithmetik vgl. W. Batschelet-Massini, Zur kosmologischen Arithmetik des Boethius, in: Arithmos-Arrythmos. Festschrift für J. O. Fleckenstein zum 65. Geburtstag, hg. von K. Figala und E. H. Berninger, München 1979, S. 9–28.

ment aller Gelehrsamkeit; bildete doch ihre Lehre von den Zahlenproportionen die Grundlage für die drei übrigen Fächer: hierbei stellte die *Geometrie* die Zahlen in Figuren dar, während die *Astronomie* die Zahlenverhältnisse am Himmel verfolgte und das Fach *Musik* nichts anderes als ‚tönende‘ Arithmetik lehren wollte. Die Arithmetik führte also in die Geheimnisse der Schöpfung ein, wobei entsprechend der Lehre des Boethius die Zahlen das Urmodell sind, das der Schöpfer bei der Erschaffung der Welt vor sich hatte.

Somit beschränkten sich auch diese vier mathematischen, zunächst scheinbar so ‚naturwissenschaftlich‘ anmutenden Fächer des Quadriviums, d.h. Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik, völlig abstrakt auf eine, aus unserer heutigen Sicht reichlich spekulative, ‚Theorie‘ (‚Schau‘) und schlossen an sich jegliche Praxis aus. Demzufolge wurde hier kein bürgerliches Rechnen, keine Landvermessung, keine Auswertung neu aufgefundener astronomischer Beobachtungsdaten sowie auch keine auf den tagtäglich geübten monastischen Chorgesang bezogene praktische Musikerweisung gelehrt. Geometrie, Astronomie und Musik, lediglich als variable Anwendungsgebiete der arithmetischen ‚Schau‘ der Zahlen, dienten also genau wie das Trivium ausschließlich der Bewunderung von Schöpfung und Ordnung des göttlichen Kosmos.

Den Höhepunkt dieser spekulativen Kosmologie sah das klassische ebenfalls von Boethius nach griechischer Vorlage verfaßte Lehrbuch „De musica“ im Wissen um die sogenannte *Sphärenharmonie*<sup>28</sup>. So sehr nach der damaligen geozentrischen Auffassung die Planeten gegenüber dem ruhigen Sternenhimmel in die Irre gehen, so harmonisch kehre der Kosmos immer wieder zur vollen Ordnung zurück. Diese kosmische Harmonie, glaubte man, erklinge im Akkord der Sphärenharmonie, dessen realen Klang nach Cicero (106–43 v. Chr.) die Menschen aus alter Gewöhnung jedoch nicht mehr hören, sondern nur noch wissen können.<sup>29</sup>

Die 1978 erschienene international allgemeines Aufsehen erregende Arbeit des Schweizer Philologen W. Batschelet-Massini ist nun zu dem überraschenden Ergebnis gekommen, daß es ein bislang im Dunkel des Geschichte namenlos gebliebener Benediktiner gewesen sein muß, der als erster die kosmische Sphärenharmonie auch für das Auge mit Hilfe einer geometrischen Figur sichtbar und erfaßbar machen wollte<sup>30</sup>. Angeregt vom Bericht des spätantiken Grammatikers Marius Victorinus<sup>31</sup>, der um 350 n. Chr. in Rom das Trivium lehrte, und beeinflusst von überlieferten Zeichnungen, deren Sinn unbekannt war, stellte dieser benediktinische Mönch das letztlich harmonische, nur scheinbar irreführende Hin- und Herlaufen der Planeten in vollendeter geometrischer Scheinsymmetrie dar, und zwar in der überlieferten Figur des Labyrinths; genau wie die kosmische Bahn der

28) H. M. Klinkenberg, *Der Verfall des Quadriviums im frühen Mittelalter*, in: *Artes Liberales. Von der antiken Bildung zur Wissenschaft des Mittelalters*, hg. von J. Koch, Leiden, Köln 1959, S. 23–27.

29) Cicero: *De re publica*, liber IV (Somnium Kap. 19), ed. Müller 374,30.

30) Vgl. W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen in Handschriften*, in: *Codices manuscripti*, Zeitschrift für Handschriftenkunde 4, Wien 1978, S. 33–65.

31) W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen*, S. 60 f.

Planeten verläuft auch hier der Weg in wiederholten Vorwärtsschritten, Stillständen und Rückläufen in vollkommener Harmonie.

Zur Untermauerung dieser neuen überzeugenden Hypothese führt Batschelet-Massini unter anderem an, daß die Labyrinthdarstellung der Sphärenharmonie fast ausschließlich in Handschriften der Benediktiner tradiert worden sei<sup>32</sup>. Als ältesten Beleg kennen wir das Vorsatzblatt der ersten althochdeutschen Evangelienübersetzung von Otfried aus dem elsässischen Kloster Weißenburg<sup>33</sup>. In einer von ihm selbst korrigierten Reinschrift aus der Zeit um 870 n. Chr. illustriert das Labyrinth des Vorsatzblattes den Schlußgedanken der Evangelienauswahl, nämlich die kosmische Harmonie in der Welt und die ewige Freude im Himmelreich<sup>34</sup>. Ähnliche Labyrinthzeichnungen finden sich in drei St. Galler Handschriften, die früheste aus dem 9. Jahrhundert ist sogar ein Autograph des hochgelehrten und in fast allen Wissensgebieten wohlbewanderten Abtes der Reichenau Walahfrid Strabo (ca. 809–849 n. Chr.)<sup>35</sup>.

Überliefert sind ferner eine Beda-Handschrift (672–735 n. Chr.) des 9. Jahrhunderts aus dem Pariser Kloster Saint-Germain-des-Prés<sup>36</sup>, ein Manuskript aus Monte Cassino des vom karolingischen Gelehrten Hrabanus Maurus (760–856 n. Chr.) verfaßten Werkes „De universo“<sup>37</sup> sowie Handschriften des 11. und 12. Jahrhunderts aus norditalienischen und spanischen Klöstern, aus den österreichischen Klöstern Göttweig<sup>38</sup> und Zwettl<sup>39</sup> sowie aus Freising<sup>40</sup> und St. Emmeran in Regensburg<sup>41</sup>. Gerne brachte man übrigens solche Labyrinthzeichnungen in sogenannten Computus-Handschriften, die der Berechnung des Osterdatums dienten, an<sup>42</sup>. An diesem Tag, in dem sich der erste Sonntag der Schöpfungsgeschichte spiegelt, wird mit Christi Auferstehung die Erneuerung der Schöpfung gefeiert. Deren Harmonie sollte eben das geometrisch stilisierte Labyrinth sichtbar machen.

Außer den (wie eingangs erwähnt) höchst theoretisch konzipierten Handbüchern der Sieben freien Künste waren in jedem größeren Kloster jedoch noch zwei

32) Inzwischen ist eine aus der Zisterzienserabtei Pontigny stammende Labyrinthdarstellung aus dem 9./10. Jh. bekannt geworden. Vgl. H. Kern, *Labyrinthe*, München 1982, S. 164.

33) Vgl. W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen*, S. 61.

34) Vgl. W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen*, S. 61: Widmung an König Ludwig den Deutschen; einige Renaissance-Labyrinthzeichnungen sind weltlicher Herkunft.

35) Vgl. W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen*, S. 46, 59.

36) Th. Meyer-Steineg, K. Sudhoff, *Illustrierte Geschichte der Medizin*, Stuttgart 1965, S. 118.

37) H. Schipperges, *Benediktiner*, S. 34–36; S. Arlt, *Heil und Heilung im mittelalterlichen Mönchtum* (Diplomarbeit kath.-theol. Fakultät Regensburg 1983), S. 39–44.

38) W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen*, S. 47.

39) W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen*, S. 51.

40) W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen*, S. 47. Das Labyrinth im Servius-Kommentar Clm 6394 stammt aus dem Domstift Freising und seine nur wahrscheinliche klösterliche Abkunft läßt sich nicht nachweisen.

41) W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen*, S. 47 f.

42) W. Batschelet-Massini, *Labyrinthzeichnungen*, S. 59.

weitere Quellen vorhanden, mit deren Hilfe die Mönche erst etwas unseren modernen Naturwissenschaften Vergleichbares entwickeln konnten. Die natürlichste und lebendigste dieser beiden Quellen entsprang dem Gebot ‚labora‘ und bestand in der praktischen Arbeit der Benediktiner zum Erwerb des Lebensunterhalts. Zunächst soll allerdings von der zweiten Quelle, die literarischer Art war, die Rede sein.

Es muß geradezu als Sternstunde für die geistige Weiterentwicklung des Mönchtums bezeichnet werden, als sich um 540 n. Chr. der römische Staatsmann und Gelehrte Fl. M. Aurelius Cassiodorus (ca. 490–583 n. Chr.), ein Zeitgenosse Benedikts von Nursia, auf das väterliche Gut in eine von ihm geschaffene klösterliche Lebens- und Studiengemeinschaft Vivarium zurückzog. Denn schon nach kürzester Zeit galt seine aus der weltlichen Umgebung mitgebrachte umfassende und sachlich geordnete Bibliothek für das Mönchtum der Benediktiner als beispielhaft und wurde von der Mitte des 6. Jahrhunderts an auch von jeder größeren Benediktinerbibliothek als Grundbestand übernommen. Was das hier behandelte Gebiet der Heilkunde betrifft<sup>43</sup>, empfahl Cassiodor den Mönchen vor allem die pharmazeutisch-medizinischen Werke der griechischen Klassiker zu studieren: allen voran das Herbarium des Dioskorides, da gerade in diesem Werk die Pflanzen des Feldes mit überraschender Richtigkeit beschrieben und abgebildet seien; des weiteren hebt er das hippokratische Werk über den „Nutzen der Kräuter für die Arzneikunst“ sowie Galens „Therapeutica“ hervor<sup>44</sup>.

Eine entscheidende Bereicherung erfuhr dann diese bereits in der Frühzeit des Ordens allgemein geschätzte medizinische Literatur allerdings erst im 11. Jahrhundert, und zwar durch die Übersetzungen des Mönches Constantinus Africanus (gest. 1087 n. Chr.)<sup>45</sup>, der auf dem Monte Cassino, dem 529 n. Chr. von Benedikt gegründeten Mutterkloster, erstmals die Werke arabischer Mediziner ins Lateinische übersetzte und sie dadurch der gebildeten Welt des Abendlandes, insbesondere aber den Benediktinern erschloß. Durch diese Wissensbereicherung gelangte übrigens auch die nahe gelegene Schule von Salerno erst zur vollen Blüte (Beginn ca. 900 n. Chr.)<sup>46</sup>. So wurde das dort im 12. Jahrhundert entstandene Lehrgedicht „Regimen sanitatis Salernitanum“ bereits innerhalb kürzester Zeit zum populärsten und weitverbreitetsten Handbuch der Arzneikunde, z. B. war es spätestens im Jahre 1241 im bayerischen Kloster Scheyern bekannt<sup>47</sup>.

Für den zweiten Grundpfeiler einer naturwissenschaftlichen Forschung, d. h. die praktische Tätigkeit der Mönche, seien nur einige wenige Beispiele aus der

43) Bezüglich Cassiodors Beziehungen zur Wissenschaft vgl. R. Schnabel, Pharmazie in Wissenschaft und Praxis, München 1965, S. 30; H. Schipperges, Benediktiner, S. 25–28; J. Duft, Notker der Arzt, St. Gallen 1975, S. 27 f.; Th. Meyer-Steineg, Illustrierte Geschichte, S. 116; S. Arlt, Heil und Heilung, S. 27–33.

44) Vgl. auch Cassiodor, Institutiones I,31: De medicis, 2.; Ph. Schmitz, Geschichte des Benediktinerordens, Bd. II, Einsiedeln, Zürich 1948, S. 190 f.

45) R. Schnabel, Pharmazie, S. 33; Ph. Schmitz, Geschichte, S. 191; Th. Meyer-Steineg, Illustrierte Geschichte, S. 125–139; G. Baader, Zur Terminologie des Constantinus Africanus, in: Medizinhistorisches Journal 2 (1967) S. 36–53.

46) H. Schelenz, Geschichte der Pharmazie, Berlin 1904, S. 303.

47) R. Schnabel, Pharmazie, S. 31.

Botanik, der Pharmazie und der Medizin mit besonderer Berücksichtigung des süddeutschen Raumes genannt<sup>48</sup>. Diese Auswahl erscheint um so mehr gerechtfertigt, da es vom 6. bis zum 12. Jahrhundert ausschließlich die Klöster der Benediktiner waren, in denen die Medizin sowie die ihr verwandten Zweige gepflegt wurden. Nicht zu Unrecht bezeichnet man ja auch diese Periode als die der ‚Mönchsmedizin‘.

Im 36. Kapitel seiner Regel gebot Benedikt den Mönchen, „vor allem und über alles um die kranken Mitbrüder besorgt zu sein“; daneben, gemäß Kap. 53, sich auch der kranken Pilger anzunehmen<sup>49</sup>. Um zur damaligen Zeit eine wirksame Krankenpflege betreiben zu können, benötigte man nicht zuletzt auch Medikamente; diese wurden hauptsächlich aus Kräutern hergestellt. Zum Anbau der Heilpflanzen mußten folglich die Mönche einen besonderen Kräutergarten anlegen. So kann man schon im 8. und 9. Jahrhundert diesen klösterlichen Arzneigärten überall im süddeutschen Sprachraum begegnen, z.B. auf der Reichenau, in St. Gallen, Tegernsee und Benediktbeuren<sup>50</sup>. Der sogenannte Idealplan von St. Gallen<sup>51</sup>, der als Urbild eines großen fränkischen Benediktinerklosters gedacht war und im Aachener Statut von 817 n. Chr. allen fränkischen Klöstern von Karl dem Großen (768–814 n. Chr.) als verpflichtende Norm auferlegt wurde<sup>52</sup>, nennt sogar die 16 Pflanzen namentlich, die in keinem größeren Klostergarten fehlen durften.

In dem St. Gallen benachbarten Kloster Reichenau wurden dann die im ‚Herbularius‘ des Sankt Galler Klosterplanes um 820 n. Chr. erwähnten Pflanzen, um mit den Worten von J. Duft zu sprechen<sup>53</sup>, geradezu „dichterisch verklärt“, und zwar um 842 n. Chr. im sogenannten „Hortulus“ des Abtes Walahfrid Strabo. In seiner in 444 lateinischen Hexametern „den Gartenbau“ besingenden Dichtung preist Walahfrid über die trockene Aufzählung des St. Galler Klosterplanes hinaus auch die Heilkräfte der Pflanzen<sup>54</sup>: So helfe der *Salbei* (*Salvia*) bei zahlreichen Krankheiten, hauptsächlich gegen Entzündungen; *Raute* (*Ruta*) und *Andorn* (*Marrubium*) gegen Gifte; *Lilie* (*Lilium*) speziell gegen Schlangengifte; *Eberraute* (*Abrotanum*) bei Fieber und Gichtanfällen; *Melone* (*Pepones*) bei erhitzten Eingeweiden; *Wermut* (*Absinthium*) ebenfalls gegen Fieber sowie gegen Kopfweh und Schwindel; *Fenchel* (*Foeniculum*) gegen Blähungen und sonstige Verdauungsbeschwerden, aber auch gegen Keuchhusten; *Schwertlilie* (*Gladiola*) gegen Blasen-

48) H. Fischer, Mittelhochdeutsche Receptare aus bayerischen Klöstern und ihre Heilpflanzen, S. 83–94, in: *Medizin im mittelalterlichen Abendland*, hg. von G. Baader und G. Keil, Darmstadt 1982.

49) H. Schipperges, *Benediktiner*, S. 21; J. Duft, *Notker*, S. 14.

50) Ph. Schmitz, *Geschichte*, S. 193, führt in diesem Zusammenhang fälschlich auch das Kloster Ettal an. Dieses wurde allerdings erst wesentlich später (1330) von Ludwig dem Bayern gegründet.

51) Vgl. u. a. J. Duft, *Notker*, S. 32; K. Hecht, *Der St. Galler Klosterplan*, Sigmaringen 1983; S. Arlt, *Heil und Heilung*, S. 44–55.

52) Vgl. R. Schnabel, *Pharmazie*, S. 14.

53) Vgl. J. Duft, *Notker*, S. 35.

54) H.-D. Stoffler, *Der Hortulus des Walahfrid Strabo*, Sigmaringen 1978, S. 20 ff.; S. Arlt, *Heil und Heilung*, S. 55–63.

schmerzen; *Mohn* (Papaver) gegen bitteres Aufstoßen; *Gartenkerbel* (Cerfolium) wird zur Blutstillung empfohlen und *Frauenminze* (Costus), *Poleiminze* (Puleium) sowie *Sellerie* (Apium) zur besseren Verdauung; *Pfefferminze* (Menta) sei gut gegen Heiserkeit; *Rettich* (Rafanum) gegen Husten; *Betonie* (Vettonica) sowie *Odermenig* (Agrimonia) lindern und heilen Wunden; *Rainfarn* (Ambrosia) diene der Säftevermehrung; *Katzenminze* (Nepeta) erneuere die Haare, während man schließlich die *Rose* (Rosa) gegen die verschiedensten Krankheiten einsetzen könne.

In diesem „mauerumgebenen klösterlich verschlossenen“ Garten kam übrigens allein den beiden Marienblumen Rose und Lilie neben der pharmazeutischen Heilwirkung auch symbolische marianische Bedeutung zu.<sup>55</sup>

Bemerkenswert ist weiterhin, daß sich im Gegensatz zu vielen zeitgenössischen Werken kaum abergläubische Vorstellungen in Walahfrids Kräutergedicht finden<sup>56</sup>, desgleichen, daß den hier genannten Arzneipflanzen, die nebenbei gesagt meist heute noch als Schmuck von süddeutschen Bauergärten und in der Volksmedizin weiterleben<sup>57</sup>, auffallend wenige und ziemlich undifferenzierte Krankheiten zugeordnet werden. Dies erklärt sich einerseits durch die recht spärlichen anatomischen Kenntnisse der damaligen Zeit und andererseits durch die seit dem griechisch-römischen Arzt Galen (129–200 n. Chr.) in der Medizin allgemein anerkannte Viersäftelehre.

Der Ursprung dieser galenischen Humoralpathologie<sup>58</sup> geht auf die antike Lehre von den vier Elementen Erde, Wasser, Luft und Feuer zurück. In der Medizin wurden nun diesen vier Elementen jeweils ein Körpersaft, ein Körperorgan sowie der entsprechende Menschentyp zugeordnet: der Erde die schwarze Galle, die Milz und der Melancholiker, dem Wasser der Schleim, das Gehirn und der Phlegmatiker, dem Element Luft das Blut, das Herz und der Sanguiniker und schließlich dem Feuer der Körpersaft der gelben Galle, die Leber und der Choleriker. Gesundheit wurde als ein vollkommenes Gleichgewicht dieser vier Säfte definiert. Ziel des Arztes konnte es daher nur sein, das im kranken Körper gestörte Gleichgewicht wiederherzustellen. Entsprechend einfach war die Therapie, da dem Kranken entweder überschüssige Säfte entzogen oder fehlende zugeführt wurden, meist durch Brechen erregende, abführende, Harn und Schweiß treibende oder Blut entziehende Arzneien.

Trotz dieser pauschalen Krankheits- und Therapiebestimmung entsprechend der Viersäftelehre tauchen in der Überlieferung immer wieder vereinzelte Fälle von ausgezeichneter Diagnostik und Heilung auf, die deutlich zeigen, daß Mönchsärzte gegebenenfalls ihre eigene Erfahrung und Praxis der starren Schulmedizin und dem dort fast zum Dogma erhobenen galenischen Schema vorzogen. Als Beispiel sei der Sankt Galler Arzt Notker II. (gest. 975 n. Chr.)

55) H.-D. Stoffler, *Der Hortulus*, S. 29, 32, 46, 55.

56) H.-D. Stoffler, *Der Hortulus*, S. 40.

57) H.-D. Stoffler, *Der Hortulus*, S. 19.

58) E. Schöner, *Das Viererschema in der antiken Humoralpathologie*, in: *Sudhoffs Archiv*, Beiheft 4 (1964); W. Schneider, *Geschichte der pharmazeutischen Chemie*, Weinheim 1972, S. 15 f.

genannt, von dem uns der anekdotenreiche Annalist Ekkehard IV. (ca. 980–ca. 1060 n. Chr.) einige besonders spektakuläre Fälle seiner Diagnose und Heilung berichtet. Hier sei nur kurz ein derartiger Fall erzählt:

*Obwohl dem Arzt Notker der reichhaltige, sozusagen stets auf dem neuesten Wissenschaftsstand gehaltene medizinische Bücherbestand seines Heimatklosters zur Verfügung stand und er sich daher in den allgemein anerkannten medizinischen Lehrmeinungen bestens auskannte, folgte er diesen Doktrinen dennoch nicht in blindem Autoritätsglauben. Vielmehr verdankte er es vor allem seiner präzisen Beobachtung und der schlüssigen Diagnose, daß er beispielsweise auf das schlaue Täuschungsmanöver des Herzogs Heinrich I. von Bayern (948–955 n. Chr.) nicht hereinfiel. Der offenbar recht skeptische Herzog hatte ihm nämlich ums Jahr 950 n. Chr. anstelle des eigenen Urins den eines schwangeren Kammerfräuleins zur Untersuchung zugesandt. Notker nahm eine Harnbeschau vor (wie man damals sagte) und diagnostizierte völlig richtig, daß der Herzog nach dreißig Tagen ein Kind gebären und an die Brust setzen werde, falls der Harn von ihm stamme. Der nunmehr vom fachlichen Können des Mönchsarztes völlig überzeugte Herzog sandte ihm daraufhin Geschenke, damit er ihm auch in Zukunft seine ärztliche Behandlung nicht verweigere.<sup>59</sup>*

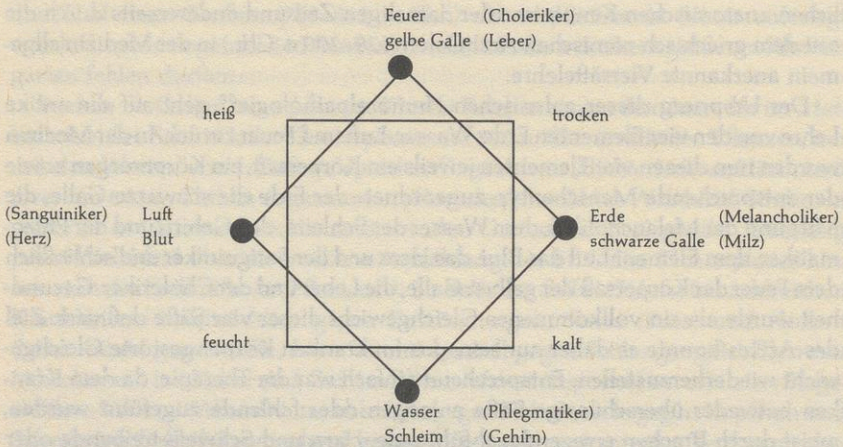


Diagramm zur Illustration der antiken Viersäftelehre

Den literarischen Höhepunkt und zugleich auch den Ausklang der frühmittelalterlichen Klostermedizin bildet dann das Werk der Benediktinerin Hildegard von Bingen<sup>60</sup>, die nicht zu Unrecht allgemein als die erste deutsche Naturforscherin

59) J. Duft, Notker, S. 45 f.

60) H. Schipperges, Benediktiner, S. 48–54; Eine ausführliche Einführung zur Praxis der Pflanzenheilkunde Hildegards von Bingen findet sich bei I. Müller, Die pflanzlichen Heilmittel bei Hildegard v. Bingen, Salzburg 1982. Vgl. ferner M. A. Hönnmann, Die Regula Sancti Benedicti (RB) im Kommentar der heiligen Hildegard von Bingen, in: Arzt und Christ 27 (1981), S. 32–45; W. Schönfeld, Frauen in der abendländischen Heilkunde, Stuttgart 1947, S. 58; Hildegard von Bingen, Naturkunde, übers. und erl. von P. Riethe, Salzburg 1959; S. Arlt, Heil und Heilung, S. 63–78; E. Gronau,

rin und Ärztin gilt. Obwohl sie mit dem Wissen der alten Autoren noch durchaus vertraut war und dieses auch anerkannte, übernahm sie es ebenfalls keineswegs blindlings, sondern ergänzte es durch eigene Pflanzenbeobachtungen und Pflanzenbeschreibungen aus ihrer engeren rheinischen Heimat. Hierbei hielt sie sich auch häufig genug an das volksmedizinische Wissen der Kräuterweiblein, ein für die damalige Zeit völlig neuartiges und erstaunlich aufgeschlossenes Verhalten. Noch wesentlich deutlicher als ihre Vorläufer, z.B. der Abt Walahfrid Strabo, stellte die Äbtissin Hildegard in ihren Schriften präzise Pflanzenbeschreibungen und medizinische Indikation in den Vordergrund. Da in ihrer Heilkunde die Einheit von seelischer und körperlicher Gesundheit unabdingbare Voraussetzung war, begriff sie das Heilmittel (remedium) nicht nur als Träger von medizinischen Wirkstoffen, sondern zugleich auch als Mittler göttlicher Kräfte.

Besondere Bedeutung kamen weiterhin der Diätetik, dem rechten Maß in Speise und Trank sowie der ‚moderatio‘ beim Fasten, beim Gebet und in der Hinwendung zu Gott zu.

In ähnlicher Weise wie Hildegard haben allerdings auch andere heute meist vergessene benediktinische Ordensleute das überlieferte Wissen durch eigene botanische, pharmazeutische und medizinische Beobachtungen in ihren Klöstern erweitert und in Kräuterbüchern festgehalten. Solche Werke, die in Bayern schon im 12./13. Jahrhundert entstanden sind, nahmen sich zunächst gerne einen alten Text oder ein berühmtes Lehrgedicht als Vorlage. Durch die hinzugefügten vielen selbständigen Glossen und ergänzten deutschen Pflanzennamen erhielten sie dann durchaus den Wert eigenständiger botanisch-pharmazeutischer Arbeiten. Manuskripte solcher Art wären hier vor allem aus Tegernsee, Benediktbeuren und Ebersberg zu nennen<sup>61</sup>.

Der bisher in der Literatur zwar öfters erwähnte, jedoch noch nie gründlich bearbeitete „Herbarius“ des Vitus Auslasser, eines Benediktinermönches, Professes und Presbyters des Klosters St. Sebastian in Ebersberg bei München von 1479 n. Chr. (Cm 5905) führt bereits in die Frühzeit des Humanismus. Dieses handschriftliche Kräuterbuch, dessen vollständiger Titel lautet:

„Herbarius iste depictus est p (per) frēm (fratrem) Vitum Auslasser de  
Fūmpp ppe (prope) Swacz mo<sup>n</sup>chum (monachum) pfessū (professum)  
ppiterū (prespiterum) mo<sup>n</sup>sterij (monasterii) Scti Sebastiani In Ebersperg  
Anno d<sup>m</sup> (domini) 1479“

zeigt in knapp zweihundert aquarellierten Pflanzenbildern zum ersten Mal statt der im Spätmittelalter üblichen naturfremden und symbolhaften Illustrationen wieder verhältnismäßig naturgetreue Darstellungen. Selbst angesichts der beginnenden Dürer-Zeit einer realistisch-bürgerlichen Kunst muß das als eine ganz

Hildegard von Bingen 1098–1179, Aschaffenburg 1985; H. H. Lauer, Lebenswelt und Gesundheit bei Hildegard von Bingen, Bonn 1986; G. Hertzka, W. Strehlow, Die Edelsteinmedizin der heiligen Hildegard, Freiburg i. Br. 1985; E. Breindl, Das große Gesundheitsbuch der hl. Hildegard von Bingen, 1986; H. Schipperges, Hildegard von Bingen, in: Frauen der Kirche, hg. von E. Lorenz, V. Straub, München 1986, S. 11–34; G. Hertzka, Die Küchengeheimnisse der Hildegard-Medizin, Freiburg i. Br. 1984.

61) R. Schnabel, Pharmazie, S. 31 (Tabelle).

besondere Leistung hervorgehoben werden. Da dieser Codex nur für den engeren monastischen Lebensraum bestimmt war, wurde der Herbarius des aus Vomp bei Schwaz/Tirol gebürtigen Benediktiners Auslasser nicht durch den damals noch verhältnismäßig jungen Buchdruck verbreitet. Vielleicht müßte man sonst diesen biographisch kaum faßbaren Mönch aus Ebersberg und nicht die Verfasser der über zwanzig Jahre später in diversen gedruckten Ausgaben erschienen ebenfalls schon recht naturgetreu illustrierten Kräuterbücher, d.h. Hieronymus Bock (ca. 1498–1554 n. Chr.), Otto Brunfels (ca. 1489–1534 n. Chr.), Leonhart Fuchs (1501–1566 n. Chr.), als Vater einer modernen Botanik bezeichnen<sup>62</sup>.

- 62) Von K. Figala wird derzeit eine Dissertation über den Pflanzencodex des Benediktiners Vitus Auslasser unter besonderer Berücksichtigung der in dem Ms. eingestreuten Rezepte betreut.

*Kurze Bibliographie zum Herbarius des Vitus Auslasser*

*Primärquelle:*

Codex des Vitus Auslasser, Ebersberg 1479, Bayerische Staatsbibliothek Clm 5905.

*Sekundärliteratur:*

H. Fischer, Vitus Auslasser, der erste bayrische Botaniker und die Beziehungen seines Herbarius von 1479 zu den Anfängen der Bayerischen Botanik, in: Berichte der Bayerischen Botanischen Gesellschaft zur Erforschung der heimischen Flora, Bd. 18, München 1925, S. 1–31; Ders., Vitus Auslasser, der erste deutsche Florist und sein Kräuterbuch vom Jahre 1479, in: Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft, Bd. 42, Berlin 1924, S. 156–163; Ders. Mittelalterliche Pflanzenkunde, München 1929, S. 56 ff.

R. Schnabel, Pharmazie in Wissenschaft und Praxis, München 1965, S. 31, 43, 55.  
H. Marzell, Einige Bemerkungen zu den Pflanzennamen im Herbarius des Vitus Auslasser von Ebersberg (1479), in: Mitteilungen der Bayerischen Botanischen Gesellschaft Bd. IV, München 1926, S. 75 ff.

L. Behling, Die Pflanze in der Mittelalterlichen Tafelmalerei, Weimar 1957, S. 85 ff.  
J. Sachs, Geschichte der Botanik vom 16. Jahrh. bis 1860, München 1875.

K. E. Heilmann, Kräuterbücher in Bild und Geschichte, München Allach 1966.

A. Arber, Herbals, their origin and evolution. A. chapter in the history of botany 1470–1670, Cambridge 1938.

Verfasserlexikon – Die deutsche Literatur des Mittelalters, hg. von W. Stammerl, Bd. 1 (1978) Sp. 552 zu Clm 5905 fol. 83r–198v; Sp. 456 zu Clm 5905 fol. 42r–43v.

G. Eis, Forschungen zur Fachprosa, Bern–München 1971, S. 223.

L. Mac Kinney, Medical illustrations in medieval manuscripts, London 1965, S. 154.  
H. Simon, Der Löwenzahn in der Geschichte der Botanik, in: Natur und Volk 70,5 (1940), S. 219.

R. Bauerreiß, Das „Chronicon Eberspergense posterius“, in: Studien und Mitteilungen OSB. (1931), Jg. 49, Heft 4, S. 396.

B. Riehl, Studien zur Geschichte der bayerischen Malerei des 15. Jh., München 1895, S. 156.

J. Sighart, Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1862, S. 647.

H. Amsler, Ein handschriftlich illustrierter Herbarius aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und die medizinisch-botanische Literatur des Mittelalters, Diss. Med. Universität Zürich 1925.

E. Landgraf, Ein frühmittelalterlicher Botanicus, Leipzig 1928, Diss. Med. Universität Leipzig 1927.

Bezüglich einer allgemeinen Gesamtdarstellung der Pflanzenkunde vgl. z. B. K. Mägdefrau, Geschichte der Botanik, Stuttgart 1973.

Die Zeit des Frühhumanismus, in der das inhaltlich überholte Lehrgebäude der antiken ‚Artes liberales‘ endgültig einer auf den menschlichen Nutzen gerichteten Forschung und Lehre weichen mußte, ist allgemein gekennzeichnet durch das immer deutlicher werdende Hervortreten einzelner herausragender Gelehrter. Dies kommt auch in der benediktinischen Naturforschung zum Ausdruck. Die mittelalterliche noch ganz im klösterlichen Gesamtverband geschaffene Mönchsmedizin wird nicht nur in Italien und Frankreich, sondern auch in Deutschland verhältnismäßig früh durch die Leistungen einzelner ‚Wissenschaftler‘ abgelöst. Die für das Zeitalter der Renaissance so typische Stimmung der Zerrissenheit und des Aufbruchs spiegelt sich übrigens auch häufig genug in diesen Persönlichkeiten wider, die, zwischen Okkultismus und exakter Naturforschung hin- und herschwankend, meist ein unstetes Abenteuerleben führten. Allen voran wäre hier vielleicht Johannes Trithemius (1462–1516 n. Chr.), Abt des Benediktinerklosters Sponheim in der Pfalz anzuführen, der nicht nur als Lehrmeister des berühmten medizinischen ‚Revolutionärs‘ Theophrastus Paracelsus (1493–1541 n. Chr.) sowie des wohl bekanntesten Okkultisten dieser Epoche, Agrippa von Nettesheim (1486–1535 n. Chr.)<sup>63</sup>, Ruhm und Ansehen erlangte. So hebt noch im 18. Jahrhundert der benediktinische Geschichtsschreiber Magnoald Ziegelbauer aus Zwiefalten (1689–1750 n. Chr.) in seiner „Historia rei litterariae“ des Trithemius Meisterschaft in Medizin und Chemie besonders lobend hervor, kann aber auch als wahrheitsliebender Berichterstatter die okkult-alchemischen Interessen des Sponheimer Abtes nicht ganz verschweigen. Gewissermaßen zur Rechtfertigung des Trithemius grenzt er jedoch deutlich dessen „Magia naturalis“, die nur bislang verborgene Naturgesetze erforschen will, von der profitgierigen und betrügerischen (den Benediktinern übrigens strengstens verbotenen) Goldmacherkunst ab.<sup>64</sup>

Beim Thema Alchemie darf schließlich keinesfalls der legendäre Benediktiner Basilius Valentinus (geb. vermutl. 1394 n. Chr.)<sup>65</sup>, nach vielen Berichten der bedeutendste Alchemist des 15. Jahrhunderts, vergessen werden. Seine Gestalt stellt immer noch eines der wenigen großen ungelösten Rätsel der Alchemiegeschichte dar. Angeblich hat er 1413 n. Chr. im Kloster St. Peter in Erfurt gelebt. Der Beweis seiner historischen Existenz wäre vor allem hinsichtlich einer objektiven Beurteilung der paracelsischen Verdienste um die Naturwissenschaft interessant, da die unter des Basilius Valentinus Namen veröffentlichten alchemischen Schrif-

63) W. Pagel, Paracelsus. An Introduction to Philosophical Medicine in the Era of Renaissance, Basel, New York 1958, S. 295 f.

64) M. Ziegelbauer, Historia rei litterariae ordinis S. Benedicti, 2. Teil, Augsburg 1754, S. 320 f.

65) M. Ziegelbauer, Historia, S. 311, 318; F. Fritz, Basilius Valentinus, in: Das Buch der großen Chemiker, hg. von G. Bugge, Bd. I, Weinheim 1929, S. 125–141; J. R. Partington, A History of Chemistry, Vol. II, London 1961, S. 183 ff; A. G. Debus, Valentine Basil, or Basilius Valentinus, in: Dictionary of Scientific Biography, Bd. 13, New York 1981, S. 558–560; C. Priesner, Johann Thoenle und die Schriften des Basilius Valentinus, in: Die Alchemie in der europäischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte, hg. von Ch. Meinel (Wolfenbütteler Forschungen Bd. 32) Wiesbaden 1986, S. 107–118.

ten die revolutionäre Metalltherapie des großen Paracelsus vorwegnehmen. Allerdings kennen wir die Theorien des Erfurter Benediktiners nur aus seinen gedruckten Werken (ca. 1600 n. Chr.), die fast 200 Jahre nach seiner vermeintlichen Lebenszeit und rund 60 Jahre nach dem Tod des Paracelsus erstmals veröffentlicht wurden. Käme nur ein einziges seiner alchemischen Autographen zum Vorschein, dann müßten wir nämlich ihm, dem Benediktinermönch Basilius Valentinus, anstelle des bislang so hochgeschätzten Paracelsus den Ruhm eines Begründers der modernen pharmazeutischen Chemie zuerkennen.

Zum Schluß sei noch auf einige bayerisch-schwäbische Benediktiner, die hauptsächlich vom Augsburger oder Münchener Humanistenkreis beeinflusst waren, hingewiesen.

Die weltweiten Handelsbeziehungen und die Nähe des kaiserlichen Hofes öffneten den süddeutschen Benediktinern den Weg zum Studium in Italien und Wien und förderten dadurch nicht unerheblich ihre Interessen für Naturwissenschaft und Technik im weitesten Sinne. So finden wir an der Universität Pavia unter anderen deutschen Humanisten auch Ulrich Ellenbog (1435–1499 n. Chr.). Der Sohn dieses später bedeutenden Biberacher Arztes, Nikolaus Ellenbog (1481–1543 n. Chr.) verkehrte seinerseits ebenfalls mit einflußreichen und allen Neuerungen aufgeschlossenen Humanisten und spezialisierte sich auf Astronomie und Medizin. Nach seinem Eintritt in das Kloster Ottobeuren gelang es ihm, die humanistische Bildung im Kloster zu fördern, indem er die Bibliothek auf den neuesten Wissenstand brachte, eine vielgerühmte Schule mit Hebräischunterricht gründete und eine eigene Klosterdruckerei ins Leben rief<sup>66</sup>. Zu erwähnen sind hier ferner der Benediktiner aus Tegernsee und Prediger zu München Wolfgang Seidel (1492–1562 n. Chr.)<sup>67</sup>, der Füssener Prior Gallus Knöringer (gest. 1532 n. Chr.) oder der Benediktiner Vitus Bild (1481–1529 n. Chr.) von St. Ulrich in Augsburg<sup>68</sup>, die sich neben ihrem theologischen Hauptwerk alle recht intensiv und kreativ mit Astronomie, Mathematik, Geographie, Chemie und Medizin beschäftigt haben.

- 66) H. Pöhlein, Wolfgang Seidel 1492–1562. Benediktiner aus Tegernsee, Prediger zu München. Sein Leben und sein Werk, München 1951, S. 44 ff.; F. Zoepfl, Kloster Ottobeuren und der Humanismus, in: Ottobeuren – Festschrift zur 1200-Jahr-Feier der Abtei, hg. von A. Kolb und H. Tüchle, Augsburg 1964, S. 189–267. Eine ausgezeichnete Darstellung der alchemischen Interessen des Vaters von Nikolaus Ellenbog findet sich bei: G. Schnitzlein, Der Codex Vadiana 429 und Ulrich Ellenbog (1435–1499), naturwissenschaftshist. Diss. Technische Universität München 1983.
- 67) Z. B. H. Pöhlein, Seidel; E. Ploss, Kunststoffe – ein alter Traum!, in: Die BASF 9 (1959), S. 185–188; Ders., Wolfgang Seidel aus Tegernsee und sein Kunstbuch, in: Et Multum et Multa. Beiträge zur Literatur, Geschichte und Kultur der Jagd. Festgabe für K. Lindner zum 27. 11. 1971, hg. von S. Schwenk, G. Tilander, C. A. Willemsen, Berlin, New York 1971, S. 289–296; G. Schnitzlein, Wolfgang Seidel – ein bayerischer Benediktinerpater im 16. Jahrhundert, in: Kultur & Technik 5 (1981), S. 57–60; N. Paulus, Der Benediktiner Wolfgang Seidel. Ein bayerischer Gelehrter des 16. Jahrhunderts, in: Historisch-politische Blätter 113 (1894), S. 165–185; W. Müller, Die Anfänge der Humanismusrezeption im Kloster Tegernsee, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige, Bd. 92 (1981) S. 28–89.
- 68) H. Pöhlein, Seidel, S. 48; F. Zoepfl, Kloster Ottobeuren, S. 201 ff.

## III.

Exkurs über das „Kunstbuch“ des Benediktiners  
Wolfgang Seidel (1492–1562 n. Chr.)

Um 1491/2 in Mauerkirchen bei Braunau am Inn (Oberösterreich) geboren, besuchte Seidel die Lateinschule in Landshut und studierte nachweislich 1516 gegen Entrichtung der Armegebühr an der Universität Ingolstadt. Im selben Jahr trat er in das damals wohl berühmteste bayerische Benediktinerkloster Tegernsee ein; nach Studienjahren in Ingolstadt und wahrscheinlich auch an der Universität Wien wurde er um das Jahr 1522 n. Chr. zum Priester geweiht. Nach 1528 begann für ihn eine Zeit der Wanderschaft, das Kloster Ottobeuren und das Stift Andechs waren die ersten Stationen, gefolgt von München, wo er mit Unterbrechungen zwischen 1532 und 1560 n. Chr. als herzoglich-bayerischer Prediger an der Augustinerkirche tätig war. Im Jahr 1562 n. Chr. ist Seidel in seinem Heimatkloster Tegernsee gestorben. Neben seinem Amt als Prediger und theologischer Lehrer, galt sein besonderes wissenschaftliches Interesse der Mathematik und Astronomie. Mit chemischen, medizinischen, metallurgischen und handwerklichen Themen befaßte er sich in seinem „Kunstbuch“<sup>69</sup>. Es handelt sich hierbei einerseits um eine Sammlung von Texten, bei denen Seidel sich häufig auf Gewährsleute beruft oder auch auf eine Vorlage aus einem alten Codex oder einer Bibliothek hinweist. Zum anderen finden sich auch durchaus eigenständige Traktate darunter, die deutlich genug die Erfahrung eigener praktischer Arbeit widerspiegeln. Dieses „Kunstbuch“ umfaßte ursprünglich drei Bände, wovon nach H. Pöhleins Ansicht<sup>70</sup> nur noch zwei (genauer gesagt der zweite und dritte) erhalten sind (=Cgm 4117, verfaßt 1540–1543 n. Chr. und Cgm 4118, verfaßt um 1550 n. Chr.) — eine Meinung, die auch E. Ploss vertritt<sup>71</sup>. Diese Angaben sind aber der Korrektur bedürftig, denn der angeblich verschollene erste der drei Bände befindet sich heute als Manuskript Nr. 404 in der Kantonsbibliothek Vadiana in St. Gallen<sup>72</sup>. Durch das dort genannte Datum 1532 wird bestätigt, daß es sich tatsächlich um den ersten, d.h. frühesten und verschollen geglaubten Band handelt. Ein Handschriftenvergleich weist diesen Band zudem eindeutig als Autographen Seidels aus. Und noch eine andere Handschrift aus der Vadiana deutet wohl auf den Benediktiner Seidel hin und verdient erwähnt zu werden: Vadiana Nr. 407, Pap. 1522.313 Bll. 8<sup>o</sup><sup>73</sup> enthält u.a. Rezepte „Horn gyssen sic. Item Nym fail spen“. Vorschriften, welche die Herstellung einer formbaren durchsichtigen und farblosen Hornmasse beschreiben, finden sich auch in Seidels eigenem „Kunstbuch“ (Cgm 4117), wobei er ausdrücklich erwähnt: „Und diese gelernte Kunst habe ich von dem ehrsamem Mann Bartholomäus Schobinger, Bürger zu St. Gallen in Schweiz empfangen“<sup>74</sup>

69) H. Pöhlein, Seidel.

70) H. Pöhlein, Seidel, S. 108.

71) E. Ploss, Wolfgang Seidel und sein Kunstbuch, S. 290.

72) G. Scherer, Verzeichniss der Manuscripte und Incunabeln der Vadianischen Bibliothek in St. Gallen, St. Gallen 1864, S. 116 f., Nr. 404, Pap. 1532.297 Bll. 8<sup>o</sup>: „Collectaneum Vuolfgangi Sedelii continens flosculos diuersarum artium.“

73) G. Scherer, Verzeichniss der Vadianischen Bibliothek, S. 117.

74) H. Pöhlein, Seidel, S. 159.

Bekanntlich stammt die außerordentlich reichhaltige alchemistische Sammlung der Vadiana größtenteils aus der Schobingerschen Bibliothek, die sich der Freund, Bewunderer und Förderer des Paracelsus, Bartholomäus Schobinger (1500–1585 n. Chr.)<sup>75</sup> anlegte. Obwohl ein erster recht cursorischer Textvergleich darauf hindeutet, daß die von Seidel in den Jahren 1540 bis 1543 n. Chr. in Cgm 4117 angegebenen Rezepte zur Herstellung einer formbaren Hornmasse nicht identisch sind mit denen, die in dem um 1522 n. Chr. niedergeschriebenen Ms. 407 aus der Vadiana enthalten sind (die Handschrift kann also *nicht* als *direkte* Vorlage gedient haben), wird hier doch ein weiteres Mal auf Schobingers offensichtlich recht lebhaftes Interesse an den durchsichtigen Kunstmassen, einer zu dieser Zeit noch kaum erforschten chemischen Stoffklasse, hingewiesen. Die persönliche Bekanntschaft Seidels mit diesem zeitweilig reichsten und mächtigsten eidgenössischen Handelsherrn von Eisen, Stahl und Kupfer – der als ein in der Stadtgeschichte St. Gallens wohlbekannter Mann auch mit dem dortigen humanistisch hochgebildeten Stadtarzt Johann Vadian (1484–1551 n. Chr.) freundschaftlichen Umgang pflegte – erklärt auch, warum dieser bislang verloren geglaubte früheste Band des „Kunstbuches“ des Tegernseer Benediktiners Seidel in die Vadiana gelangen konnte.<sup>76</sup>

- 75) J. Dierauer, Schobinger, Bartholomäus, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 32, Leipzig 1891, S. 209 f.; [D.S.], Schobinger, in: Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz, Bd. 6, Neuenburg 1931, S. 227 f.; B. Milt, Chemisch-alchemistische Heilkunde und ihre Auswirkungen in Zürich, in: Vierteljahrschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, Bd. 98 (1953) S. 178–215, insbesondere S. 186; P. Jung, Der Stadtarzt Dr. Sebastian Schobinger in St. Gallen (1579–1652), in: Gesnerus Bd. 5 (1948) S. 57–64; V. Schobinger, Die Schowinger – ein Überblick, in: Geschichte der Schowinger, Heft 7, Wädenswil 1975; V. Schobinger, Die Münchner Schobinger im 16. Jahrhundert. Von der Schobingerschen Handelsgesellschaft, in: Geschichte der Schowinger, Heft 2, Wädenswil 1969; K. Sudhoff, Paracelsus, Leipzig 1936, S. 102–123.
- 76) Eine gründliche inhaltlich-thematische Analyse des ersten Teils von Seidels „Kunstbuch“ (Vadiana Nr. 404) wird derzeit von K. Figala, die auch das Manuskript wiederentdeckte, erarbeitet.